



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Versuche einer Erneuerung des Christentums

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Versuche einer Erneuerung des Christentums



Im Frühjahr 1799 ist Schleiermachers Schrift: Über die Religion. Reden an die gebildeten unter ihren Verächtern anonym erschienen. Von den zahlreichen Verehrern des berühmten Mannes haben wohl die wenigsten sein vielgepriesenes Werk gelesen, und diese meist nur in den spätern, stark veränderten Ausgaben von 1806 und 1821. Wer nun jetzt die vom Lizentiaten Rudolf Otto (bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen) herausgegebne Jubiläumsausgabe der Urschrift liest, wird weniger und mehr finden, als er erwartet hat. Weniger, weil das Büchlein der einschmeichelnden oder packenden Form entbehrt, man daher heute, wo die Waren, seien es Kleider und Speisen oder Musikstücke und Bücher, nur Abnehmer finden, wenn der Gebrauch oder Genuß den Konsumenten bequem gemacht wird, nicht recht versteht, wie es seiner Zeit gezündet haben kann. Es ist schwerfällig geschrieben und stellenweise so dunkel, daß sich der Herausgeber der dankenswerten Mühe unterzogen hat, dem Leser durch Anmerkungen und einen unter dem Text fortlaufenden „Leitfaden des Gedankenzusammenhangs“ die Arbeit zu erleichtern. Weniger geübte Leser, die den merkwürdigen Mann und seine merkwürdige Schrift kennen lernen wollen, werden gut thun, das Buch vom Pfarrer M. Fischer: Schleiermacher (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1899) zu Hilfe zu nehmen. Es ist dem Berliner Unionsverein gewidmet, dessen Gründer „Schleiermachers treueste Schüler und Verehrer im bewußten Erfassen seiner befreienden Richtung“ gewesen seien, und stellt Schleiermachers Lehre im Zusammenhang dar nach den „Reden,“ nach seinen philosophischen Schriften und seinen Predigten. Mehr aber findet der Neuling, als er erwartet hatte, insofern, als die Reden ein ganz originelles, großartiges, die ganze Erscheinungswelt umfassendes System darbieten. Ein System der Mystik, um es mit einem Worte zu charakterisieren, einem Worte, das auszusprechen Schleiermacher selbst sich nicht gescheut hat. In den Augen der Orthodoxen nicht allein, sondern auch der Moralisten der Kantischen Schule, der Staatskirchler und aller ordnungsliebenden Philister muß er der verabscheuungswürdigste und gefährlichste Keger sein, den innigen, sinnigen Seelen, denen der Spruch, daß Frömmigkeit zu allen Dingen nütze sei, nicht gerade der liebste in der Bibel ist, wird er immer

teuer bleiben. Böswillige können ihn sogar des Atheismus anklagen; es ist daher gut, daß Fischer durch die systematische Darstellung seiner Metaphysik dieser Anklage vorgebeugt hat. — In der heutigen Zeit ist es schon darum schwierig originell zu sein, weil jedermann so schrecklich viel gelesen hat. Daß es aber trotzdem an originellen Geistern nicht ganz fehlt, beweist Troels Lund. Er hat in mehreren Schriften, von denen nur eine: „Das tägliche Leben in Skandinavien“ ins Deutsche übersetzt worden ist, geschildert, wie die Menschen des sechzehnten Jahrhunderts in den drei nordischen Reichen „lebten, zur Welt kamen, wohnten, sich kleideten, aßen und tranken, sich verheirateten und in der Ehe lebten.“ In einem neuen Buche, das uns Leo Bloch durch eine (soeben bei V. G. Teubner in Leipzig erschienene) Übersetzung zugänglich gemacht hat, will er versuchen darzustellen, „in welcher Beleuchtung sich den Menschen jener Zeit das Leben zeigte, welcher Farbenton damals über allen Verhältnissen, über der Lebenshätigkeit selbst lag.“ Wenn der Verfasser schreibt, es sei schon schwierig, die Aufgabe klar auszudrücken, so übertreibt er ein wenig. Er meint mit dem Farbenton nichts andres, als was wir gewöhnlich Weltansicht nennen; die Weltansicht verleiht dem Leben die Farbe, wenn sie ernstlich gemeint ist. Heut allerdings färben die Weltanschauungen nur wenig aufs Leben ab. Man kriegt in der Schule ein halbes Duzend davon zur Auswahl geliefert, hält alsdann noch auf dem Büchermarkt Umschau, wo ihrer ein paar hundert feil geboten werden, und wählt sich eine aus oder schneidet sich eine zurecht, mehr um damit Staat zu machen als sie für die eigne Seele zu verwenden. Im Leben spürt man von den philosophischen und theologischen Weltanschauungen nicht viel. Der Orthodoxe läßt sich durch den gähnenden Höllenschlund den Genuß seines Schoppens nicht verleiden, und der Materialist macht seinem Zungen die Hölle heiß, wenn dieser praktischen Materialismus treiben will. Der grundsätzliche Pessimist ist in der Gesellschaft kein Spaßverderber, und der grundsätzliche Optimist erklärt diese Welt sofort für die schlechteste aller Welten, wenn er bei der Beförderung übergangen wird oder seine Gehaltsklasse die erwartete Aufbesserung nicht bekommt. Die Vertreter aller Weltanschauungen sitzen beim Frühschoppen friedlich beisammen und gehn an Kaisers Geburtstag ebenso friedlich mitsammen in die Kirche. In frühern Zeiten aber, wo nicht die ganze Kulturwelt ein gemeinschaftliches philosophisches Warenhaus sondern jedes Volk seine eigentümliche Philosophie hatte und diese ernst nahm, wo man sich eher vierteilen oder verbrennen ließ, als daß man seinen Glauben mit Worten oder Werken verleugnet hätte, da verlieh die Weltanschauung in der That dem Leben eine eigentümliche Färbung. Troels Lund zeigt nun, wie diese verschiedenen Weltanschauungen unter dem Einfluß von Bodengestalt und Klima entstanden sind, wie sie aufeinander eingewirkt und sich gemischt haben, und wie endlich aus diesen Wechselwirkungen und Mischungen die der Skandinavier im sechzehnten Jahrhundert

hervorgegangen ist. Sie erwuchs nach ihm aus vier Bestandteilen. Die ersten beiden waren die derbe Lebensfreude der Renaissance und die Reformation. Beide hingen innig zusammen. „Als die Reformation im Norden siegte, waren es nur wenige, die verstanden, was Rechtfertigung durch den Glauben allein bedeute, aber jeder konnte mit eintreten für Fleischnahrung, Bier und eine Gott wohlgefällige Hochzeit. Das Licht, das von der Reformation ausging, war von eigener Art. Die Flamme wurde von dem vorhandenen Naturdrange genährt, aber indem dieser auf einem neuen kirchlichen Dochte brannte, wurde sein Licht ein andres. Es flammte in ihm die fecke Empfindung, bei etwas Entscheidendem mit dabei gewesen zu sein. Ziel es der Gewissensfurcht einmal ein, sich vorzudrängen, so zog sie sich sofort wieder vor der Überzeugung zurück, daß hier Könige und Obrigkeiten, deren Macht von Gott war, gehandelt hätten. Und warm legte sich das Licht über die täglichen Verhältnisse des Lebens, umschloß sanft ein unklares Bild, in dem Hochzeit und Kinderlärm, kräftiger Psalmengesang und ein zu tief in den Krug Gucken zusammenfloßen.“ Aber dieses fröhliche Leben wurde verdüstert durch das dritte Element, den Teufelsglauben, den die Reformation erst mitgebracht hatte, denn der mittelalterliche Teufel war nur ein ungefährlicher dummer Kerl gewesen, über den man sich lustig gemacht hatte. Das Heilmittel gegen die entsetzliche Furcht vor dem allesbeherrschenden Teufel aber lag in der Astrologie, die die Welt als ein mechanisches Kunstwerk, als eine ungeheure Uhr auffassen lehrte, in der das Schicksal der irdischen Körper von der Bewegung der himmlischen, also nicht vom Teufel abhing. Die Astrologie erscheint hier als der Durchgang zur Erkenntnis der naturgesetzlichen Verknüpfung aller Dinge, und man bekommt Achtung vor Tycho Brahe, den wir bisher, weil er sich nicht zum kopernikanischen System bekehrte, für einen beschränkten Kopf gehalten haben. Das Originelle in Troels Lunds Darstellung besteht nun darin, daß er die Weltanschauungen durchaus und ausnahmslos von den Stufen der astronomischen Erkenntnis der Körperwelt abhängen läßt. Die Empfänglichkeit für Lichteindrücke und das Ortsgefühl seien die beiden ursprünglichsten und tiefstlegendsten Äußerungsformen der menschlichen Intelligenz, die fortschreitende Auffassung des Unterschieds von Tag und Nacht, Licht und Dunkel sei der innerste Nerv aller menschlichen Kulturentwicklung. Von dem Augenblick an, wo der regelmäßige Wechsel von Tag und Nacht, der Wechsel der Jahreszeiten bemerkt, das Vertrauen auf die Wiederkehr des Lichts, auf den Sieg der guten Mächte geweckt worden sei, sei auch die entsetzliche Gespensterfurcht, die vom Dunkel erzeugt wird, gewichen; so habe die Zeitrechnung die Pforte zur Kultur erschlossen. Und jeder bedeutenden Änderung der moralischen und religiösen Lebensanschauung liege eine Änderung in der Bestimmung des Abstandes zwischen Himmel und Erde zu Grunde. Die Erbauer des babylonischen Turms wollten wirklich den Himmel erklimmen, die Priester der berggehoßen, in Terrassen

emporsteigenden Baalstempel glaubten droben den Göttern wirklich näher zu sein. Und nicht allein der vermutete Abstand der Weltkörper, sondern auch die Gestalt, die man dem Weltgebäude gab, drückte die Weltanschauung aus. Den Griechen war das Weltgebäude eine Hohlkugel, in der andre Kugeln um ihr Zentrum, die Erde, in regelmäßigen Bahnen kreisten. Damit war die Sphärenharmonie gegeben, das ästhetische Bedürfnis befriedigt, und zugleich das moralische. Der Mensch steht im Mittelpunkt der Welt als Mikrokosmos. Jeder Einzelne kann sich als den Mittelpunkt des Ganzen ansehen, und indem er sich der Weltharmonie einfügt, giebt er sich den Brüdern und der Gottheit hin, ohne dadurch seine Individualität einzubüßen, die durch seine eigentümliche Stellung im Weltganzen gegeben ist. Daß sich die Erde um die Sonne bewegt, haben ihre großen Astronomen entdeckt, aber das Volk mußte die Entdeckung ablehnen, weil sie die Weltharmonie zu zerstören und den Menschen seiner zentralen Stellung, damit seiner Würde zu berauben schien. In der Vorstellung des Orientalen ist die Erde nur eine Scheibe, über der sich der Himmel als Halbkugel wölbt, unter der der Höllenkeller liegt. In dem Gewimmel derer, die auf dieser Scheibe herumtreten, können große individuelle Unterschiede nicht entstehen, weil alle gleichmäßig von der auf allen lastenden himmlischen Übermacht gedrückt werden. Im Mittelalter hat sich die orientalische Anschauung allmählich über Europa verbreitet und hat im sechzehnten Jahrhundert die wiedererweckte antike besiegt: Stube und Keller gehörten dem Teufel, Gott herrschte nur noch auf dem Dachboden. Schon vor diesem vollendeten Siege bereitete Kopernikus die Umwälzung vor, aber erst mit Giordano Bruno, der das Himmelsgewölbe sprengte und den Blick in die Unendlichkeit des Welt-raums öffnete, hat das Vögelchen Menscheng Geist seine Eierchale aufgepickt. „Niemand ist jemand mit mehr Fug zum Tode verurteilt worden.“ In Beziehung auf das freilich, was dem Menschen das wichtigste ist, sind alle Offenbarungen der neuern Wissenschaft nur negativ: sie lehren uns, daß es nichts Absolutes giebt in der Welt der Erscheinungen; wie die Ortsbewegungen, wie oben und unten, wie Tag und Nacht, wie Himmel und Erde, so sind gut und böse relative Begriffe. Aber warum dieser immerwährende Wechsel sein muß, der den Menschen nicht bloß Freuden sondern unendliche Leiden bereitet, das wissen wir nicht. Daß es keinen Teufel giebt, sagt uns die Wissenschaft, nicht aber, ob es einen Gott giebt, und was Gott mit der Welterschöpfung will. Darauf haben die großen Religionsstifter keine genügende und die großen Entdecker der Natur gar keine Antwort gegeben. Und so bleiben denn nach Troels Lund auch für den modernen Menschen auf seinem Fluge durch den Welten-raum als das einzig wertvolle die drei: Glaube, Hoffnung und Liebe, die Liebe aber als das größte unter ihnen. — Dr. Leopold Besser hat bis in sein achtzigstes Lebensjahr mit einem Herzen voll warmer Menschenliebe ehrlich geforscht und als Endergebnis seiner Lebensarbeit jetzt (bei Karl Georgi in

Bonn) Die menschliche Sittlichkeit als soziales Ergebnis der monistischen Weltanschauung veröffentlicht. Es ist alles gut und schön, was er über die Sittlichkeit sagt, aber daß man es nur sagen könne, wenn man dem Monismus, und zwar gerade seinem Monismus beipflichtet, davon hat er uns nicht überzeugt. — Alexander Otto versucht in der Schrift: Hemmungen des Christentums, Gegner und Orthodoxien [so!] (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1899) Glauben und Wissen zu versöhnen. Er sagt viel Schönes und Wahres und predigt beiden Seiten Umkehr, den Orthodoxen, die den Zugang zu Christus sperren, und den Vertretern der Wissenschaft, die sich um der Sünden der Orthodoxen willen für verpflichtet halten, von allem Christlichen das Gegenteil zu sagen, auf welche Weise schließlich einige so weit gekommen sind, daß sie die Welt ganz schlecht und die Menschheit unrettbar elend finden. — Origineller, aber zugleich auch ein weit schärferer Gegner der Orthodoxie ist der evangelische Pastor Emil Blöbbaum. Er will in seinem Christus redivivus (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn) zeigen, „wie der Stifter unsrer Religion sein religiöses System dem heutigen geistigen Entwicklungsstande der gebildeten Welt entsprechend darstellen würde“ und zugleich „den völligen Gegensatz zwischen dem Lehrsystem der Orthodoxie und dem Jesu und seiner Apostel“ aufdecken. Der vorliegende erste Teil: Die Voraussetzungen aller Wissenschaft, enthält eine populäre, ganz originelle Erkenntnistheorie und Metaphysik, worin unter anderm das Wesen der Sünde als einer im Weltzusammenhange begründeten Disharmonie klar gemacht wird. Die Lutheraner werden dem Manne sehr böse sein. — Von Naumanns Gotteshilfe ist (bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen) ein viertes Bändchen erschienen. Sein Verdienst als Prediger müssen Naumann auch seine verbissensten Gegner lassen. Das Wort Gottes so zu verkündigen, wie es unser heutiges Geschlecht braucht, versteht nicht leicht einer so wie er. Fünf von den 52 Andachten hat Professor F. Zimmer, ganz in Naumanns Geiste, geschrieben. Vorausgeschickt wird eine sehr schöne Betrachtung über Religion und Kunst. — Von einem Versuche, dem Christentum eine neue, den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechende Gestalt zu geben und dabei die Kirchendogmen entweder über Bord zu werfen oder für Symbole zu erklären, kann im Katholizismus natürlich keine Rede sein. Hier müssen sich die freieren und selbständigeren Geister damit abquälen, zu beweisen, daß zwischen Kirchenlehre und Wissenschaft kein unversöhnlicher Widerspruch bestehe. So der Freiherr Georg von Hertling in seiner Broschüre: Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft (Freiburg i. B., bei Herder, 1899). Bis zu einem gewissen Punkte hat er ja recht. Zwischen der Religion Jesu und den exakten Wissenschaften besteht kein Widerspruch. Wenn er aber glaubt, der Widerspruch zwischen Weltgeschichte und katholischer Kirchenlehre (den zwischen Psychologie und Dogma überfieht er ganz) beruhe bloß

auf subjektiven Deutungen der Thatsachen, so stimmen wir ihm natürlich nicht bei. Im letzten Abschnitt untersucht er, inwiefern man berechtigt sei, von einer katholischen Wissenschaft zu sprechen, und faßt sein Ergebnis in dem Satze zusammen: „Unter katholischer Wissenschaft verstehen wir die Wissenschaft katholischer Gelehrten, die in allen rein wissenschaftlichen Fragen keine andern Regeln kennen, als die des allgemeinen wissenschaftlichen Verfahrens, die aber überall da, wo unbeschadet diesen Regeln der Standpunkt des Forschers seinen Ausdruck finden darf oder finden muß, ungeschweht die Fahne ihrer aus übernatürlichem Grunde stammenden Glaubensüberzeugung aufpflanzen, fest durchdrungen von dem Satze, daß zwischen Glauben und Wissen kein Widerspruch möglich ist, solange der Glaube wirklicher, auf göttlicher Offenbarung ruhender Glaube und das Wissen wirkliches, vor keiner kritischen Prüfung zurückschreckendes, aber auch keiner grundlosen Behauptung Raum verstattendes Wissen ist.“ So lange der Glaube wirklich [so muß es heißen] auf Offenbarung ruhender Glaube ist — ja da steckt eben die Berechtigung, wo nicht die Verpflichtung zum Zweifel; wissen wir doch alle, wie wenig übernatürlich der Grund aussieht, dem der Glaube des Volks entstammt. Größeres Interesse als die grundsätzlichen Untersuchungen dürften bei den meisten Lesern die Versuche Hertlings erregen, in einer Einleitung die vielbesprochne wissenschaftliche Inferiorität der Katholiken aus historischen Ereignissen und politischen Verhältnissen zu erklären. — Es giebt nun unter den deutschen Katholiken Männer, die von der Harmonie zwischen Kirchenglauben und Wissenschaft nicht so entzückt sind wie Herr von Hertling, die aber, da sie noch am Kirchenglauben festhalten, für den Zwiespalt nicht den Kirchenglauben selbst, sondern das Kirchenregiment verantwortlich machen. Zu ihnen gehört der Doktor der Philosophie Josef Müller, den die Grenzbotenleser als begeisterten Verehrer Jean Pauls und als Verfasser eines eleganten Systems der Philosophie kennen gelernt haben. Er schüttet sein gepreßtes Herz aus in der Schrift: *Der Reformkatholizismus* (Zürich, Casar Schmidt, 1899). Im ersten Teile: „Die wissenschaftliche Reform,“ salviert er sein katholisches Gewissen noch durch gelegentliche Polemik gegen den Protestantismus. Im zweiten Teile aber („Die praktischen Reformen“), der nach Schells Zensurierung geschrieben ist, facit indignatio versum; alles Protestantische erscheint ihm hier licht, alles Katholische schwarz; er redet die Sprache, die man um Döllinger vor dreißig Jahren redete, und sein herzerfrischender Zorn gegen die Jesuiten wird im Lager des Evangelischen Bundes lauten und freudigen Wiederhall erwecken. Seine optimistische Hoffnung, daß der Reformkatholizismus trotz allem noch nicht verloren sei, wird sich wohl als Täuschung erweisen. Nicht bloß weil dank dem Kulturkampf die ultramontane Richtung auf der ganzen Linie gesiegt hat, sondern auch weil diese Richtung der in allen „staatserhaltenden“ Kreisen herrschenden Strömung entspricht. Seitdem der Geist der freien Kritik

die Massen des gemeinen Volkes ergriffen hat, fürchten ihn nicht allein die Besitzenden, sondern auch die von deren Gnade lebenden Gebildeten, und in der protestantischen Welt besorgt der Besitz und Bildung beschützende Staat das Geschäft, jedem auftauchenden Lichte, wenn es nicht gerade ein technisch verwendbares ist, das Löschhütchen überzustülpen. Gerade auf dem religiösen Gebiete hat man allerdings bisher immer noch einige Freiheit walten lassen, sodaß Müller in der That Ursache hat, seine protestantischen Kollegen zu beneiden, aber wer weiß, wie lange noch. Vom Austritt aus der Kirche will er nichts wissen; ja, wenn die Entscheidung darüber nur von ihm allein abhinge!



Karl Theodor, Herzog in Bayern

Eine biographische Skizze von Claire von Glümer



Am 9. August 1899 hat Karl Theodor, Herzog in Bayern, seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert, der große Menschenfreund, der Tausenden das verlorne Augenlicht wiedergegeben hat und noch heute, oft auf Kosten der eignen Gesundheit, das seit zwanzig Jahren ausgeübte Samariterwerk unermüdlich fortführt.

Durch beide Eltern entstammt Herzog Karl Theodor dem alten Geschlecht der Wittelsbacher, dem sowohl das bayrische Königshaus wie die ehemals Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeldische Linie der jetzigen Herzöge in Bayern angehören. Im Jahre 1828 vermählte sich der letzte Sohn dieses Hauses, Herzog Maximilian, ein geistvoller Mann von umfassender Bildung, mit Prinzessin Ludowika, der jüngsten Tochter König Maximilians I. von Bayern. Das vierte Kind, der zweite Sohn dieses Fürstenpaares, der am 9. August 1839 im Schlosse zu Pöfshofen das Licht der Welt erblickte, erhielt die Namen Karl Theodor.

Im Laufe der Jahre wurde die herzogliche Familie noch um drei Töchter und einen Sohn vergrößert. Unter diesen acht schönen, reich und besonders begabten Kindern war der blondlockige Prinz Karl Theodor eines der eigentümlichsten. Dennoch ließen weder Kindheit noch Jugendjahre des Fürstensohnes ahnen, wie weit ab von allen Gewohnheiten seiner Standesgenossen ihn sein Lebensweg einst führen sollte.

Als Knabe meist träumerisch, schweigsam und scheinbar weich, konnte er auflockern, sich eigenwillig und thatkräftig zeigen, wenn es galt, etwas durchzusetzen, das ihm am Herzen lag. Während er den meisten Unterrichtsgegen-